

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 157.

Posen, den 12. Juli 1928.

2. Jahrg

Copyright Carl Duncker Verlag, Berlin 1927.

## Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

10. Fortsetzung.

(Nachdruck untersagt.)

Da Souza zögerte. „Mein Halbbruder Sam hält ein Auge auf ihn. Manchmal ist er unruhig und schwächt alles mögliche. Aber was schadet das. Er hat kein Geld und wird wohl bald sterben. Er ist mittlerweile alt geworden.“

„Ich werde ihn holen lassen,“ sagte Trent langsam. „Er soll haben, was ihm zukommt.“

Das war es nun gerade, was da Souza gefürchtet und weshalb er geschwiegen hatte. In seinem Gesicht arbeitete es krampfhaft. Er drückte die Nägel tief in die weißen fleischigen Hände. Jahrelang hatte er mit Trent zusammen gearbeitet, ohne daß er sich einen richtigen Begriff von dessen Charakter hatte bilden können. Verschiedene Male hatte er sich gefragt, was Trent tun würde, wenn er es wüßte — und nur das Bewußtsein, daß er ihn durchaus nicht ergründen konnte, hatte ihm die ganzen Jahre das Schweigen auferlegt. Jetzt war die Krisis eingetreten. Er hatte gesprochen, und das konnte seinen Untergang bedeuten.

„Ihn holen lassen?“ wiederholte er. „Warum? Seine Erinnerungskraft ist verfiert — abgesehen von den seltenen Anfällen des Jähzorns, in denen er ab und zu seine Wut an Ihnen ausläßt. Die Menschen werden sagen, — daß Sie ihn absichtlich mit Alkohol vergiftet haben, daß die Bestimmung im Vertrage ein unmittelbarer Anreiz war, sich von ihm zu befreien, und daß Sie ihn wenige Kilometer von Buchomari entfernt in der Wildnis zurückließen, damit ihm die Neger den Rest geben sollten. Kommt hinzu: Wie wollen Sie ihm die Hälfte des Unternehmens auszahlen? Ich bin einigermaßen über Ihre Angelegenheiten orientiert. Auf dem Papier sind Sie ohne Zweifel Millionär. Aber wie würde es sein, wenn Ihnen alle Forderungen auf einmal präsentiert würden und sie in klingender Münze eingelöst werden sollten? Ich kann Ihnen nur sagen, Herr Scarlett Trent — und ich habe, wie Sie wissen, ziemliche Erfahrung darin — heute können Sie zweifellos eine Million englischer Pfund in der City bekommen. Aber wenn ich nur ein einziges Wort loslasse, dann würde es Ihnen schwerfallen, selbst nur tausend Pfund zu bekommen. Es stimmt allerdings, daß es ein Syndikat gibt, den Riesenplan, den Sie gestern in die Tat umgesetzt haben und von dem Sie mich sorgfältig fernhielten und wodurch Sie in nächster Zeit große Geldsummen hereinbekommen werden. Aber ist Ihnen denn nicht klar, daß die Existenz Montys das ganze Syndikat unmöglich macht — es auseinanderreißt? Denn Sie haben verkauft, was nicht Ihr Eigentum war. Und dafür bezahlt man nicht. Das nennt man Schwindel!“

Nach Atem ringend und erschöpft, schwieg er. Trent gab keine Antwort. Er begriff sehr gut, daß er vor einer großen Krise stand. Dies war allerdings der größte Schlag, der ihn treffen konnte. Monty noch am

Leben! Er entsann sich des ungestümen Verlangens des Mannes nach dem Leben, nach Genuß — noch einmal, wenn auch nur für kurze Zeit, die Freuden seines Reichtums auskosten zu können. Monty noch am Leben, ohne Geld, geistesgestört, halb verblödet, Angestellter einiger schlecht bezahlter Missionare, der täglich seinen Unterhalt erarbeitete oder halb wie ein Sklave sich mühen mußte, ohne Hoffnung, das Ende seines Lebens in sichtbarer Nähe!! Dann war es doch besser, alles aufs Spiel zu setzen und ihn zurückzuholen, koste es, was es wolle. Doch da trat wie ein Gespenst ein noch fürchterlicher Gedanke vor sein geistiges Auge. Sein Herzschlag stockte und ihm wurde eiskalt. Was würde sie von dem Manne denken, der seinen Gefährten zurückließ, einen alten Mann, der noch lebte, unweit einer schutzgebenden Niederlassungen!

Würde er sich je dem Stempel der Feigheit entziehen können — und vor sich sah er in blutroten Buchstaben die schicksalschwere Bestimmung im Vertrage, worauf sie und jeder mit ihr schmähend zeigen würde — das unumstößliche, zerschmetternde Zeugnis gegen ihn. Er rang nach Luft und wanderte ruhelos auf und ab. Tausend Gedanken stürmten zu gleicher Zeit auf ihn ein. Er war sich bewußt, daß auch er anders geworden war. Die letzten Jahre hatten bei ihm ihre Spuren zurückgelassen. Durch das Verhandeln über unsinnige Summen und die Vermehrung seines Reichtums war etwas von dem Geldfieber des Finanziers über ihn gekommen. Er war eine einflussreiche Persönlichkeit geworden, mutig und standhaft hatte er sich seinen Weg gebahnt, dessen Zauber er jetzt zu spüren begann. Sollte er jetzt ohne jegliche Gegenwehr sich von seinem hohen Sockel stürzen lassen, seinen Reichtum verlieren, mit Fingern auf sich zeigen lassen, als auf einen Menschen, der, wenn selbst nicht in der Tat, so doch moralisch ein Mörder war? Mit grenzenloser Verachtung von der Frau behandelt werden, deren Bild er seit Jahren verehrte und deren Erscheinung vor wenigen Stunden mehr als alles andere in seinem Leben zuvor sein ganzes Innere aufgewühlt hatte? Er schaute über die Rasenfläche nach dem baumbewachsenen Garten, die Augen kalt und die Brauen gerunzelt. Da Souza beobachtete ihn bleich und nervös.

„Wenn Sie ihn kommen lassen,“ sagte der Portugiese langsam und nachdenklich, „sind Sie vollkommen ruiniert. Ihre Reider und Ihre Feinde, die Ihnen wegen den Rückzug antreten mußten, werden ein Jubelgeschrei erheben. Die Zeitungen werden sich auf dieses gefundene Fressen stürzen — das ist sicher. „Unser neuester Millionär, sein Aufstieg und sein Fall!“ Sehen Sie es nicht schon in den Blättern? Und was halb? Um einen Menschen ein Vermögen in den Schoß zu werfen, der bereits viel zu alt ist, um es genteken zu können, der fast kindisch ist. So wahnsinnig werden Sie doch nicht sein?“

Der andere verzog krampfhaft das Gesicht. Da Souza sah es und freute sich im stillen darüber. Wieder erfolgte eine atembeklemmende Stille. Trent entzündete eine Zigarre und entlockte ihr dichte Rauchwolken.

„Jedenfalls werde ich mir die Sache überlegen.“ bemerkte er unvermittelt. „Bringen Sie Ihre Frau und Tochter her und lassen Sie mich eine Weile allein.“

„Ich wußte, daß Sie meinen Vernunftgründen folgen würden,“ murmelte da Souza. „Doch wie steht es mit den anderen Damen?“

„Schicken Sie sie zum . . .“

„Ich werde sie nach der Stätte zurückschicken, von der sie gekommen sind,“ fiel da Souza ihm dienstfertig ins Wort.

### XIII.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte Frau da Souza, wie oft sie auch bewiesen hatte, eine treffliche Gattin und Mutter zu sein, ihren Mann nicht mehr bewundert als in dem Augenblick, da sie, gefolgt von den beleidigten Blicken Ellen Montressors und ihrer Freundin, mit ihrer Tochter wieder durch die Gartenpforte schritt. Die Mädchen hatten die Absicht verlauten lassen, im Auto zu warten, bis sie ihren früheren Wirt zu sprechen bekämen, worauf er hatte sagen lassen, sie könnten seinetwegen bis zum jüngsten Tag sitzenbleiben, wenn sie sich nur außerhalb seines Grundstückes hielten. Da Souza blieb etwas zurück und legte den Zeigefinger an die Nase.

„Es hat keinen Zweck, liebe Kinder,“ flüsterte er vertraulich. „Er ist schrecklicher Laune. Unter uns gesagt, er würde viel darum geben, wenn auch wir nicht zurückkämen. Aber er und ich sind alte Bekannte und — äh — nun, wir wissen gegenseitig ein bißchen voneinander.“

„Aha, so steht die Sache!“ bemerkte Ellen Montressor und warf den Kopf ungehalten in den Nacken. „Nun, was uns betrifft, können Sie mit Ihrer Frau und Gans von Tochter ruhig bei ihm bleiben. Was sagst du, Flossie?“

„Bon mir aus für ewig,“ stimmte die andere zu.

Da Souza strich sich über den Schnurrbart und nickte würdevoll.

„Ihr seid charaktervolle Frauen,“ erklärte er, „und . . .“

„Hiram!“

„Ich komme sofort, mein Schatz,“ rief er über die Schulter zurück. „Noch ein Wort, meine Damen. Meine Adresse ist Rackets Courts Nr. 7, City. Besuchen Sie mich gelegentlich, wenn Sie in der Nähe sind. Dann werden wir uns zusammen einen gemütlichen Abend machen. Nehmen Sie aber für heute einen guten Rat von mir: Fahren Sie nach London zurück und schreiben Sie von dort an Trent. Augenblicklich wird er Sie bestimmt nicht empfangen.“

„Wir danken Ihnen sehr, Herr da Souza,“ antwortete Ellen Montressor. „In Anbetracht dessen, daß wir in London Geschäftliches zu erledigen haben, ist es am besten, daß wir sofort aufbrechen, nicht wahr, Flossie?“

„Natürlich — ich gehe mit.“ Ihre Freundin rümpfte die Nase. „Aber was das Schreiben anbelangt, Herr da Souza, so können Sie Ihrem sauberen Freund in meinem Namen sagen, daß wir nichts mehr mit ihm zu tun haben wollen. Jemand, der auf solche Art Damen behandelt, ist kein Gentleman. Bestellen Sie ihm das ruhig. Er ist ein einfältiger, ungebildeter Trottel. Ich will nichts mehr mit ihm zu tun haben.“

„Ich auch nicht,“ erklärte Ellen mit Emphase. „Wir sind es nicht gewohnt, mit solchen Leuten zu verkehren.“

„Hiram!“

Da Souza nahm seinen Hut ab und verbeugte sich. Die Damen nickten leicht zurück, und die Droschke setzte sich in Bewegung. Da Souza führte Frau und Tochter ins Esszimmer. Trent, die Hände auf dem Rücken, starrte aus dem Fenster. Da Souza hüftelte diskret.

„Hier sind wir, lieber Freund,“ bemerkte er. „Die Damen möchten Sie gerne begrüßen.“

Mit einer ungeduldigen Handbewegung richtete Trent seinen Blick ins Zimmer. Im Begriff, in heftige Worte auszubrechen, begegnete er dem Blick Julies. Er bezwang sich.

„Guten Morgen, Julie,“ sagte er, während er die ausgestreckte Hand und das strahlende Lächeln ihrer

Mutter völlig übersah. „Es wird heute wahrscheinlich sehr warm werden. Sie müssen sich ein wenig ins Gras legen.“ Er schritt zur Tür. „Bestellen Sie sich nur zum Frühstück, was Sie wollen, da Souza. Sie werden nach einem so frühen Ausflug sicher Hunger haben.“

Frau da Souza ließ sich umständlich nieder und klingelte.

„Es war ein wenig kühl,“ stellte sie fest, „aber das war zu erwarten. Hast du bemerkt, wie er dich angesehen hat, mein liebes Kind?“

Da Souza rieb sich die Hände und schmunzelte viel sagend. Das sah bei ihren Eltern sehr elend und unglücklich fühlende Mädchen nahm mit einem erstickten Schluchzen Platz.

„Julie!“ rief ihre Mutter. „Mein liebes Kind! Sieh doch, Hiram, sie wird fast ohnmächtig. Sie ist wirklich überspannt.“

Das Kind — denn Julie war wirklich nicht viel mehr als das — brach in einen leidenschaftlichen Wortstrom aus; zugleich jedoch mit dem niederdrückenden Gefühl, daß ihr alles, was sie sagte, nichts nützen würde.

„Es ist widerlich! Es ist zum Wahnsinnigwerden! Warum tun wir das? Wir sind doch keine Bettler oder Abenteuerer! Laßt mich doch fortgehen. Ich schäme mich bis in den Grund meiner Seele, noch länger in diesem Hause verweilen zu müssen!“

Die Beine lang ausgestreckt, die Daumen in die Ärmellöcher seiner Weste gehakt, sah da Souza sie sprachlos an. Ihre Mutter, die sie ebensowenig begriff, aber doch Mitleid mit ihr hatte, tätschelte sanft ihre Hand.

„Dummes Schäfchen!“ sagte sie weich. „Was ist denn so widerlich, Julie?“

Die dunklen Augen glühten vor Entrüstung, die feingeschwungenen Lippen zuckten.

„Die Art, in der wir uns Trent aufdrängen, ist widerlich,“ rief sie. „Seht Ihr denn nicht, daß wir alles andere als angenehm sind? Daß er nur auf den Augenblick unseres endgültigen Abschieds wartet?“

Da Souza lächelte mit einer Miene der Erhabenheit — dem Lächeln eines Menschen, der, wenn er nur wollte, alles erklären konnte. Er strich seiner Tochter besänftigend über das Haar.

„Du irrst dich. Ueberlasse das nur denen, die älter und klüger sind als du. Erst kürzlich hat mein guter Freund zu mir gesagt: „Ich will nicht, daß Sie Ihre Tochter fortschicken!“ — Oh, wir werden schon sehen — wir werden schon sehen.“

Tränen siderten zwischen den Fingern hervor, die Julie gegen die Augen gepreßt hielt.

„Ich glaube es nicht,“ schluchzte sie. „Er hat mich während der ganzen Zeit kaum angesehen. Ich verlange es auch nicht. Er verachtet uns alle — ich kann es ihm nicht verübeln. Es ist furchtbar!“

Mit einem Lächeln, das heiter sein sollte, wollte Frau da Souza noch etwas erwidern; aber das Aufstehen des Frühstücks unterbrach einstweilen jedes Gespräch. Ihr Mann, von Natur aus mit einem guten Appetit gesegnet, war nach seinem Erfolg in fast ausgelassener Stimmung. Er lobte die Köchin, tabelte die Diener zu ihrem großen Verdruß und forderte andauernd Frau und Tochter auf, ihn bei dem Angriff auf die verschiedenen Schüsseln zu unterstützen. Bevor noch die Mahlzeit zu Ende war, entfernte sich Julie, in den Augen verhaltene Tränen.

Da Souzas Gesicht unwölkte sich, als er bei dem leisen Rauschen aufblickte und noch gerade ihr Kleid durch die Tür verschwinden sah.

„Wird sie dir Schwierigkeiten machen?“ fragte er besorgt.

Seine Gattin schüttelte mit einem ruhigen Lächeln den Kopf.

„Julie ist zu feinfühlig,“ sagte sie leise. „Aber sie ist nicht ungerecht. Wenn die Zeit da ist, werde ich schon dafür sorgen, daß sie unseren Plänen nachkommt.“

(Fortsetzung folgt.)

## Reifes Korn.

Nimmt der Bauer  
prüfend eine Aehre in die Hand  
und spricht:

„Korn,  
gewachsen auf unserm Land,  
geworden durch unsern Fleiß,  
genährt mit unserm Schweiß,  
von unsrer Liebe bewacht,  
von uns mit Sorge bedacht,  
Korn,  
durch unsre Lieder geweht,  
geschlossen in unser Gebet,  
Korn,  
in unsre Träume gefüllt,  
deine Stunde ist da,  
die Zeit erfüllt.“

Krauscht das Korn:  
Gesät von euch, geweiht durch euren Segen,  
sag ich Blut der Scholle und Sonnenschein,  
wilde Wetter, Tau, Nebel und Regen  
treibend, verlangend in meine Früchte hinein.

Netzt beugen sie sich tief auf goldnen Halmen,  
der Reife schwer, des Lebens satt und voll,  
raunen letzte Sagen, letzte Palmen  
und warten auf den Tod, der kommen soll.“

## Der Dichter Stefan George.

Zum 60. Geburtstag des Dichters am 12. Juli 1928.

Von Kurt Martens (Nachdruck verboten.)

Auf dem Gipfel der deutschen Dicht- unserer Zeit ragt in einsamer Größe, von der Ebene des Volkstums aus kaum erkennbar, die priesterliche Gestalt Stefan Georges. Sein Werk, der Masse nie zugänglich, in seiner ganzen Bedeutung nur von den wenigen verstanden und gewürdigt, die Mühe fanden, sich hinein-zuleben, liegt in schönen, großenteils kostbaren Ausgaben geschlossen vor uns und wird von den Literaturgeschichten mit mehr oder weniger scheuem Respekt behandelt, vom Kreise der Kenner ehrfurchtsvoll bewundert und gepriesen.

Stefan George (1868 zu Büdesheim in Hessen als Sohn eines Weinbauers geboren) trat um das Jahr 1890 mit den Dichtungen „Hymnen, Pilgerfahrten, Agabal“ zuerst hervor. Gleichzeitig sammelte sich um ihn eine Schar begeisterter Jünger, die in der Zeitschrift „Blätter für die Kunst“ den Versen ihres Meisters und ihren eigenen eine Stätte von absichtlich beschränkter Öffentlichkeit schuf. Ihren künstlerisch-geistigen Bund bauten sie in der Folge zu einer Art von kultischer Gemeinschaft aus, deren beionte Exklusivität spöttische Gegnerschaft hervorrief. Doch entsandte sie bald eine Anzahl hervorragender Männer in die Dichtung und Wissenschaft, unter anderen den bekannten Gelehrten Friedrich Gundolf in Heidelberg, Georges getreuesten und einflussreichsten Gerold.

Vollendete Sprachkunst zu geben war Stefan Georges nächstes Ziel, erst nachträglich wuchsen ihm dazu die geistigen Inhalte. Daß er vollendete Form, Rhythmus und Musikalität des Ausdrucks zum Fundament des dichterischen Schaffens erklärte, in seiner Dichtung nur eine wirklichkeitsfremde, aristokratische Traumwelt spiegelte, hat ihm den Vorwurf kühlen, unfruchtbaren Vesthetentums eingetragen. Erst als im Laufe der Jahrzehnte hinter dem goldenen Gitter seiner feierlichen, oft schwer zu deutenden Strophen eine hohe, edle Gedankenwelt sichtbar wurde, gewann er die Besten seines Volkes für sich.

Umrankt von erhabenen Tropen, kühnen Neubildungen in Wort- und Satzgefüge, ringen sich innerlichste Erlebnisse eines reinen Individualisten durch zu dem Bewußtsein einer epischen Sendung, künden sich streng gemeißelte Gebilde von getragener Rhythmus. Aber auch die abseitigen Reize der Natur, stilles Weben von Wald und Strom, von Gärten, Parks und sonniger Landschaft nimmt sein Auge und Ohr mit feinsten Empfindung auf. Wundervoll leuchten die Visionen alter Rulte und Kulturen auf, die er mit starrer Pracht oder düsteren Schauern umgibt. Die Miten der Kirche, die Anbetung der Madonna, die feierlichen Opfer und Gefänge in fernen Tempeln klingen, raunen und rauschen sinnbetörend in Georges Frühbänden („Die Bücher der Hirten- und Preisgedichte, der Sagen und Sänge und der hängenden Gärten“, „Das Jahr der Seele“). Ein phantastisches Bild irdischen Daseins, das, rein geistig erfasst, zum Symbol erhoben und nur von fern erahnt werden muß. Das Volk als Idee nimmt der Dichter hier wiederholt in den Kreis seiner Gedichte auf. Menschliche Typen erscheinen eingewoben in das farbige Geflecht von Landschaften, Mythen, Zeitaltern und großen geistigen Strömungen. „Der siebente Ring“, insbesondere die Reihe der darin enthaltenen „Zeitgedichte“, zeigt George als leidenschaftlichen, überirdischem Befehl folgenden Prediger, Mahner und Richter über alle Niedrigkeiten. „Die Tafeln“, die ihn abschließen, rufen mit der Stimme eines Propheten zum Dienst von Gott und der Gemeinschaft. „Der Stern des Bundes“ endlich erweitert und vertieft des Dichters Prophezie einer künftigen Einheit von Gott und Volk: Nur in Gott kann ein entartetes Volk stiftlich wiedergeboren werden.

Die grimmige Abneigung Stefan Georges gegen alle Aktualität und eitle Popularität, seine Ueberzeugung, daß der Dichter aus einer fernen, unerschlossenen Seelen-Ebene sich kundtun, aber nicht herabsteigen dürfe, bestimmte ihn dazu, dem Alltagsgetriebe und dem literarischen Leben, gesellschaftlichen Veranstaltungen und öffentlichen Ehrungen seiner Person stets aus dem Wege zu gehen. Niemals hat er sich persönlich oder im Bilde zur Schau gestellt, jede Propaganda für sein Werk unter-sagt, seine Berufung in die Dichter-Akademie wie selbstverständ-lich abgelehnt.

Daß er zu den Unsterblichen der deutschen Dichtung gehört, vor allem aber als Meister, Förderer und Erneuerer deutschen Sprachgutes ein würdiger Nachfolger von Luther, Goethe, Nietzsche ist, wird heute kaum mehr bestritten — Grund genug, an seinem sechzigsten Geburtstage auch gegen seinen Willen dankbar seiner nur den wenigsten bekannten Verdienste und seines Rang-es als eines unsichtbaren Führers zu innerem Adel zu gedenken.

## „Bühnenluft“.

In dem neuen Heft der Halbmonatschrift „Das Theater“, einer der allerbesten Theaterzeitschriften, begegnen wir einigen netten Bühnen-Anekdoten, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten möchten.

Roda Roda ohne Bindestrich besuchte gelegentlich eine literarische Matinee der Jüngsten. Man gab ein unheilgeschwän-gertes Drama. Mit Seelenweh und Weltschmerz.

Roda Roda, der auf der ersten Reihe saß, grinte begeistert und strahlte über sein ganzes rundes Gesicht.

„Herr!“, kommt in der Pause der zwanzigjährige Autor zu ihm, „warum lachen Sie über mein Stück?“

Roda Roda lehnte ab. „Lachen wird man doch noch dürfen.“ „Mein Herr, das gehört sich nicht. Ich lache doch über Ihre Wiße auch nicht.“

In Jglau, der finsternen Theaterprovinz Böhmens, läuft „Hamlet“ über die Bretter.

Vergiftet und zerstoehen liegt der König zu Boden. Mausefot. Plötzlich — wie das schon in Jglau durch die Bretter zieht — bekommt der Toke einen mächtigen Hustenanfall. Kann nicht an an sich halten. Und bellt los.

Darüber frent sich das Parkett, nicht minder die Logen.

„Gib ihm noch einen Stoß“, ruft eine Stimme von der Ga-lerie, „der Schurke lebt noch.“

„Mit nichten“, tritt schnell Hamlet an die Rampe, „mein armer Vater pflegte bei Zeiten Suppe zu schlürfen, und schon ein altes Sprichwort sagt: Wer die Suppe schlürft, hustet im Grabe.“

Die junge wunderschöne Maud S. debütiert in einer Revue des Casino de Paris.

„Sie singt ja wie ein Rabe“, kritisiert der etwas verblühen-e Star des Theaters.

„Kann sein“, sagte der Direktor, „aber das Publikum sieht sie lieber schlecht singen, als es Sie gut singen hört.“

Der Dichter. In den Gärten der Tuilerien ging Talleyrand spazieren, neben ihm schritt der Dichter Comte de N. . . . ., der ihm laut seine schlechten Verse vorbeklamierte.

Auf einer Bank saß ein Kindermädchen und gähnte herzhaft durch die abendliche Stille.

„Du mußt leiser sprechen“, wandte sich Talleyrand an den Dichter. „Sieh hin, sogar das Mädchen hört genau, was du sagst.“

Der Ordensjäger. Der Generalarzt v. Wiebel, Leibarzt Friedrich Wilhelms IV., ersehnte sich zu seinen sehr hohen Ordens- auszeichnungen noch eine höhere und legte es bei jedem Ordens- feste darauf an, sie zu bekommen.

Einst ging er am Morgen des Festes zum Könige, bei dem er als Leibarzt jederzeit freien Zutritt hatte, und der Monarch verabschiedete ihn schließlich mit den Worten: „Nun, lieber Wie- bel, sage ich Ihnen „Gedewohl“, wir sehen uns aber beim Ordens- feste wieder.“

„Da gehe ich nicht hin.“

— „?“ —

„Ich habe ja nichts gekriegt.“

„Wirklich? Sie hätten nichts gekriegt.“ Poktaufend, da muß ich selbst gleich mal nachsehen! Da liegt die Ordensliste, geben Sie mir diese mal her.“

Nachdem der König die Liste eine Weile durchsucht hatte, fuhr er, sich an den Generalarzt wendend, fort: „Wahrhaftig, Sie haben recht, Sie stehen nicht drin! Nun, da gratulier' ich Ihnen bestens, da brauchen Sie wirklich nicht hinzugehen!“

## Gedenktage.

12. Juli.

Zum 60. Geburtstag Stefan Georges. Die Tatsache, daß Georges Bild aus Anlaß seines Geburtstages in den illustrierten Beilagen der Tagespresse erscheint, kann nicht darüber hinweg-täuschen, daß nur ganz wenige seiner Zeitgenossen wohl wirklich ein „Bild“ vom Wesen dieses Dichters haben. Seine Erscheinung stellt uns recht eigentlich vor das Problem: was denn seine Dich- tung in unserer Zeit bedeuten könnte. Dem nachzudenken gibt außer dem besonderen Festtag vor allem die Gesamtausgabe der

Werke Anlaß, die jetzt zu erscheinen begann und von der bisher zwei Bände vorliegen. Stefan George, der am 12. Juli 1868 in Wüdesheim bei Wingen geboren ist, und dort auch in selbstgewählter Abgeschiedenheit vom Strom der großen Welt lebt, begann in den Vier Jahren des vorigen Jahrhunderts mit lyrischen Gedichten, die zunächst nur einem Kreis von Freunden bekannt wurden. Erst allmählich traten die Dichter des Kreises der „Blätter für die Kunst“ an die Öffentlichkeit, und das Charakteristikum ihrer Dichtungen und ihrer programmatischen Äußerungen war: Gegensatz zum herrschenden Naturalismus. Georges „geistige Kunst“, in einer größeren Reihe von Gedichtbänden offenbart, will „keine Erfindungen von Geschichten, sondern Wiedergabe von Stimmungen, keine Betrachtungen, sondern Darstellung, keine Unterhaltung, sondern Eindruck.“ Mit wesentlichen Worten soll eine Stimmung erzeugt werden, und in der Tat ist es George in vielen Gedichten gelungen, durch Wort und Bildwahl uns in eine bestimmte Seelenlage zu bannen. Der Einfluß Georges auf den Kreis derer, die ihm nahe traten, ist groß, wenn auch mancher von ihnen inzwischen selbständig eigene, abweichende Bahnen gewandelt ist.

## Aus aller Welt.

**Auf dem Heiratsmarkt.** Es gibt so hübsche Scherzfragen: „Wer war der erste Kutscher?“ Oder: „Wer war der erste Kolonialwarenhändler?“ Diese Fragen beantwortet prompt und sicher das Alte Testament. Wer aber die erste Heiratsvermittlerin war, diese Frage ist noch unbeantwortet geblieben. Es ist indes anzunehmen, daß dieser Beruf aus Zeiten stammt, über die keine Historie meldet. Sicher haben schon in der Steinzeit junge Männer ihr Heiratsbegehre in die Felsen geritzt. Heute nimmt man statt der Felsenspalten Zeitungspalten. Gar gewaltig groß ist darin der lebhafteste Heiratsmarkt. Es kommen Anfragen aus Afrika wie aus Südamerika, aus Kanada und Polen, aus Dalmatien und Spitzbergen. Ueberall sucht eine Jemandin oder ein Jemand die gleichgestimmte Seele. Diesen hunderttausend schwirrenden Sendboten Amors stehen seine Spezialengel zur Seite: die Heiratsvermittlerinnen. Mit ihnen beschäftigt sich ein ausführlicher Bilder-Artikel in der neuen Nummer (Nr. 28) des „Illustrierten Blattes“ Frankfurt a. M. Aus dem weiteren Inhalt verdient ein Bilder-Artikel über die neue Hafelerbahn besondere Erwähnung. Der bekannte Afrikaforscher Hans Schomburgk erzählt in einem ausführlichen Aufsatz von Telepathie und Zeichensprache beim afrikanischen Großwild. Joachim Ringelnatz schildert in lustigen Versen seine Erlebnisse bei einer Freiballonsfahrt, und ein Spezialbericht gibt ein ausführliches Bild von den Tenniskämpfen in Wimbledon. Der aktuelle Teil der Festsche beschäftigt sich besonders mit der neuen Reichsregierung. Humor und Rätselgedichte bieten den Lesern wieder reichliche Anregung. Das Heft ist von Anfang der Woche an zu haben.

**Die Größe des Menschen.** Der englische Anatomieprofessor Dr. R. Bennett-Beau hat aus Messungen an 1002 verschiedenen Volksgruppen aller fünf Erdteile die durchschnittliche Größe des Menschen festgestellt, die nach seinen Angaben fünf Fuß, fünf Zoll beträgt. Die Australier sind die größte Gruppe und messen im Durchschnitt sechs Fuß, ein Zoll, die kleinste Gruppe sind die afrikanischen Negritos mit vier Fuß, drei Zoll. Gleich danach folgen die Eskimos.

Der Gelehrte hält die Ernährung für das wichtigste Moment, das die Größe der Menschenrasse bestimmt. Menschen, die in der Nähe des Meeres leben, bekommen zuviel Jod und neigen daher zu kleiner Körperstatur. Die Menschen im Innern der Länder erhalten in ihrer Nahrung mehr Kalz, wodurch ein stärkeres Wachstum hervorgerufen wird. Der Mangel an Nahrung am Äquator und in den arktischen Gebieten macht die Bewohner dieser Zonen klein, während die Menschen, die in den fruchtbarsten gemäßigten Zonen wohnen, mehr und bessere Nahrung haben und daher größer werden.

## Zum Kopferbrechen.

### Noch immer beliebt.

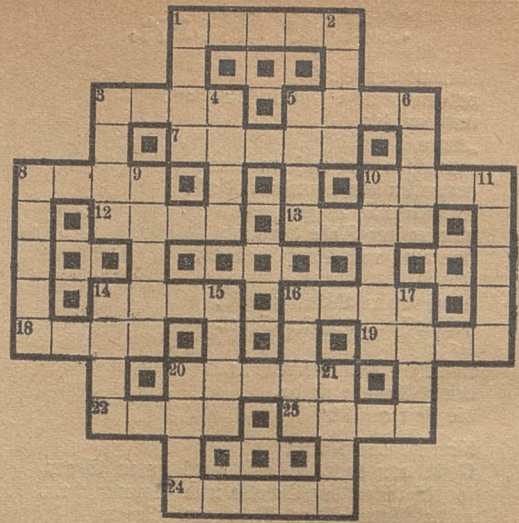
Nie ist ein Wort mit r gesehen und wahr,  
Und doch beglückt's wie eine gült'ge Fee  
— Ist unsre Zeit auch der Romantik bar —  
Die Knaben und die kleinen Wort mit d.  
(R. G. M.)

### Nur kein Aufsehen!

Wie's heut noch Brauch,  
So trat man auch  
Im Altertum  
Auf mir herum.  
Macht dir's Verdruß,  
So schneide du  
In aller Ruh'  
Mir ab den Fuß  
Und schenk' als Hals  
Mir allenfalls  
Ein kleines „k“ —  
Und siehe da:

Also verwandelt zeig' ich dir das Schlichte,  
Was jeder gern vermeiden möchte.  
(R. G. M.)

### Kreuzworträtsel.



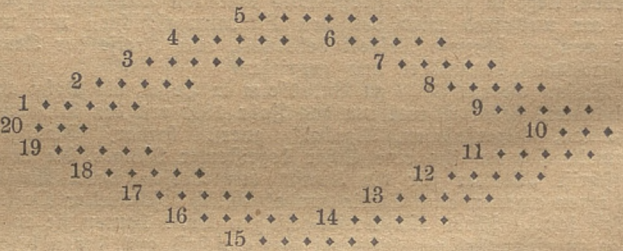
**Senkrecht:** 1. Spielzeug, 2. Planet, 3. Tragtier, 4. Baum, 5. arabische Hafenstadt, 6. Blütenstand, 8. Sitzgelegenheit, 9. Stadt in Brandenburg, 10. Personaleinschränkung, 11. Heideblume, 14. Familienangehöriger, 15. tierische Haut, 16. Dreigesang, 17. Fluß in Rußland, 20. Insekt, 21. Nebenfluß der Donau.

**Wagerecht:** 1. Hülsenfrucht, 3. Nachtvogel, 5. Blutgefäß, 7. Baum, 8. schmaler Fußweg, 10. französischer Geistlicher, 12. Schiffsfenster, 13. Teil des Rades, 14. Gewürz, 16. Walfischfett, 18. französische Festung, 19. Hohlmaß in Tunis, 20. Redefluß, 22. Zahlwort, 23. Nebenfluß der Saale, 24. Stadt am Main.

Die auf folgende Ziffern treffenden Buchstaben ergeben ein Sprichwort:

1, 2, 8, 14, 3, 6; 23, 15, 20, 11, 13, 4; 24, 10, 17, 21; 5, 12, 14; 9, 4, 1, 5, 7, 18, 16, 3; 15, 10, 19, 8, 16.

### Kettenrätsel.



Für die Punkte sind Buchstaben einzusetzen, so daß man Wörter von nachstehender Bedeutung erhält. Die jeweils unter- bzw. übereinander treffenden Lettern sind die gleichen.

**Bedeutung der Wörter:** 1. russischer Strom, 2. römischer Kaiser, 3. Streichinstrument, 4. russischer Mädchennamen, 5. duftender Strauch, 6. Land im Meer, 7. Frauennamen, 8. Schiffsteil, 9. Prophezei, 10. Baumteil, 11. Landartenammlung, 12. Goldgewicht, 13. heilige Stadt der Mohammedaner, 14. Dichter, 15. Nebenfluß der Oder, 16. franzöf. Fluß, 17. Hülsenfrucht, 18. Schiffsgesäß, 19. wagnerische Bühnenfigur, 20. Zahl aus der Telefonsprache.

### Silben-Kreuz.

An Stelle der Ziffern sind Silben einzusetzen; diese miteinander verbunden ergeben Wörter von folgender Bedeutung: 1-2 Vogel, 1-4 Teilzahlung, 2-4 Rübenart, 3-1 deutsches Gebirge, 3-4 Pflanzenfaser.

### Auflösung Nr. 27.

#### Räufelsprung:

Da sei dir unverloren:  
Fest, tapfer allezeit  
Verdien' dir deine Sporen  
Im Dienst der Menschlichkeit!  
Rundum der Kampf aufs Messer —  
Lern' du zu jeder Frist,  
Daß Wunden heilen besser  
Als Wunden schlagen ist. (Ferd. Freiligrath.)

**Ziffernblatträtsel:** 1. Post, 2. Ost, 3. Oste, 4. Stelle, 5. Tell, 6. Teller, 7. Elle, 8. Erif, 9. Erika, 10. Kap, 11. Apostel.

**Silbenrätsel:** Graf von Zeppelin (geb. am 8. 7. 1838). 1. Gabel, 2. Kaspel, 3. Automobil, 4. Kröbel, 5. Viertel, 6. Opal, 7. Nachtigall, 8. Zwiebel, 9. Sichel, 10. Pregel, 11. Kubel, 12. Gimsbüttel, 13. Lorchel, 14. Israel, 15. Messel.

**Ein lustiges Würfelspiel:** 1. Ludwigshafen, 2. Wilhelmsburg, 3. Schneidemühl.

**Versehmelzungsaufgabe:** 1. Buntspecht, 2. Ufergans, 3. Schnepfe, 4. Schwalbe, 5. Nasgeier, 6. Kollflehchen, 7. Dornstint, 8. Buffard.